

TOBIAS AIN

ALLES NUR HEIßE LUFT?

LENIN – JEHOVA – JESUS



 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Tobias Ain ist 1973 in der ehemaligen DDR geboren und 1989 in den Westen geflüchtet. Seit 2011 arbeitet er als selbstständiger Trainer und Speaker. 2019 hat er die Zeugen Jehovas verlassen und leitet heute den Verein „Betesda hilft“, der Ausstiegswillige unterstützt. Er liebt es, mit seinem selbst ausgebauten Camper neue Länder und Menschen kennenzulernen. Tobias Ain lebt an der Ostsee und ist verliebt in das Meer.

Weitere Infos zu Tobias Ain auf:

www.allesheisseluft.de



Die benutzten Bibelstellen sind folgenden Übersetzungen entnommen:
Gute Nachricht Bibel, durchgesehene Neuausgabe, © 2018 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart

Hoffnung für alle® entnommen, Copyright © 1983, 1996, 2002, 2015
by Biblica, Inc.®. Verwendet mit freundlicher Genehmigung
des Herausgebers Fontis.

Die Namen der meisten Personen in diesem Buch sind aus
Datenschutzgründen verändert.



© 2024 Brunnen Verlag GmbH, Gießen

Lektorat: Stefan Loß

Umschlagfoto: Miriam Krause

Gestaltung: Jonathan Maul, Brunnen Verlag GmbH

Satz: Brunnen Verlag GmbH

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN Buch 978-3-7655-2165-2

ISBN E-Book 978-3-7655-7846-5

www.brunnen-verlag.de

Für Alex

Inhalt

Vorwort	7
Kindheit und Jugend in der DDR	9
Vom Schüler zum begeisterten Jungpionier	20
Suche nach Wahrheit im Sozialismus der DDR	38
Stasi, Honecker, Maschinengewehre – eine ganz normale DDR-Jugend	55
Flucht über die Prager Botschaft	67
Ankunft im Schlaraffenland – entwurzelt und gestrandet im Westen	77
Gibt es einen Gott? Und wenn ja, wissen die Zeugen Jehovas mehr darüber?	89
Karriere bei den Zeugen Jehovas	100
Das Abenteuer Selbstständigkeit	112
Erste Zweifel an der Wahrheit der Zeugen Jehovas	125
Buddhismus – der spirituelle Weg zur Wahrheit?	136

Die Sache mit Jesus 146

Wer sind eigentlich die „richtigen“ Christen? 157

Endlich angekommen?! 167

Vorwort

Es war ein ganz normaler Morgen im März 2019. Nichts deutete darauf hin, dass sich an diesem Tag mein Leben schlagartig verändern würde.

Draußen war es frisch, aber trocken. Ich machte es mir im Büro gemütlich. Eine große Tasse Cappuccino und eine Kerze auf meinem Schreibtisch. Morgens genoss ich immer die Ruhe, wenn noch kein Kunde anrief und ich genügend Zeit hatte, etwas abzuarbeiten. Zu tun gab es genug: Es standen einige Kundenbesuche an, die ich vorbereiten musste. An diesem Morgen fühlte es sich so an, als würde ich alles im Griff haben. Ich wusste, was zu tun war, und wusste auch, was ich an diesem Tag in etwa schaffen würde. Der Tag war gut geplant und vorhersehbar. Dachte ich.

Und doch war dieser Tag anders als alle anderen Tage in meinem Leben. Bis heute kann ich nicht genau erklären, was an diesem Märztag geschah. Allerdings hat es mich tief in meinem Herzen getroffen, völlig überrascht und mein Leben komplett auf den Kopf gestellt.

Es war eine dramatische Weggabelung in meinem Leben. Rückblickend kann ich sagen, dass ich einige solcher Weggabelungen erlebt habe. Manche waren größer und dramatischer – wie 1989 meine Flucht über die Prager Botschaft in den Westen. Andere waren eher unscheinbar, hatten aber trotzdem weitreichende Auswirkungen.

Meine Weggabelung an diesem Märztag hatte eine lange Vorgeschichte und hat mit meiner lebenslangen Suche nach Wahrheit, Freiheit und Sinn zu tun.

Heute glaube ich, dass alles, was ich in meinem Leben je erlebt habe, mich genau zu dieser Weggabelung geführt hat. Ich glaube nicht, dass der Zufall mich an diesen Punkt geführt hat. Ich bin sicher, es hat mit meiner langen Suche nach der Wahrheit zu tun.

Dieser Märztag im Jahr 2019 endete damit, dass ich die ganze Nacht durch mehrere Ortschaften lief. Ich war so überwältigt von dem, was ich erlebt und erfahren hatte, dass ich raus musste, laufen musste, den Kopf frei kriegen, Gedanken und Gefühle verarbeiten musste. Ich glaube, ich bin lange nicht so viel gelaufen wie in dieser Nacht. Es waren etwa acht Stunden, die ich in dieser Märznacht draußen unterwegs war. Das Erlebnis, das mich dazu brachte, war nicht einfach nur überraschend oder positiv. Es war überwältigend. Am Anfang dachte ich nur: Jetzt ein bisschen frische Luft schnappen und dann gehe ich ins Bett. Als ich überlegte, umzukehren und wieder nach Hause zu gehen, war ich bereits etwa fünf Kilometer gelaufen. Ich brauchte immer noch Zeit, um das Erlebte zu verarbeiten. Also lief ich weiter. Am Ende waren es mindestens zwanzig Kilometer, die ich in dieser Nacht ziellos umhergelaufen bin. Danach wurde alles anders. Mein Leben hatte eine neue Richtung.

Meine Suche hatte schon lange vor der Flucht aus der damaligen DDR begonnen. Und auch nach unserer Flucht in den Westen ging die Suche weiter. Vieles, worauf ich im Laufe meines Lebens meine Hoffnung gesetzt hatte, erwies sich im Nachhinein als „heiße Luft“. Die Ideen des Marxismus, die Heilsversprechen der Zeugen Jehovas. Immer wieder habe ich mir große Hoffnungen gemacht, nur um irgendwann enttäuscht festzustellen, dass ich immer noch nicht das gefunden hatte, wonach ich mich so sehr sehnte. Trotzdem bin ich dankbar für meinen Weg. Ich bin dankbar für meine Neugier und meine Sehnsucht, die mich immer wieder angetrieben haben. Die mein Leben unruhig gemacht haben. Und ich bin dankbar, dass meine Suche nach Wahrheit mich schließlich an den Punkt gebracht hat, an dem ich heute bin. Nach fast fünf Jahrzehnten kann ich heute aus vollem Herzen sagen. Ich bin angekommen – endlich.

Aber es war eine lange und spannende Reise bis zu diesem Punkt. Eine Reise, auf die ich Dich in diesem Buch mitnehmen möchte.

Tobias Ain im Januar 2024

Kindheit und Jugend in der DDR

Nicht gewollt und trotzdem auf die Welt gekommen

Alles begann in einem Kornfeld. Eine romantische Liebe zwischen zwei jungen Menschen an einem Sommerabend zwischen Blumen und Stroh, die Grillen zirpten und es duftete nach Heu. Genauso wie es Jürgen Drews in seinem Schlager „Ein Bett im Kornfeld“ besingt. So habe ich mir meine Entstehung immer vorgestellt. Ich bin ein hoffnungsloser Romantiker und deshalb tröstet mich der Gedanke an eine solche Sommerromanze. Was allerdings dagegenspricht, dass es tatsächlich so war, ist mein Geburtsdatum: Ich kam im September auf die Welt.

Spätestens als ich mich ankündigte, war es dann aus mit der Romanze. Mein Vater stand nicht zu diesem „Produkt“ der Liebe. Wobei das Wort „Produkt“ hier seltsam klingt. Genauso seltsam wie das Wort „Erzeuger“, das meine Mutter von nun an als Synonym für meinen Vater gebrauchte. „Erzeuger“ – wie dämlich das klingt aus der Sicht eines Kindes, aus der Sicht des „Produkts“. Ich bin doch nicht nur ein „Produkt“, ein zusammengebastelter Mensch.

Bei Erzeugnissen denke ich eher an Milchprodukte oder Joghurtzubereitungen, etwas Zusammengerührtes halt. Ich verstehe natürlich, dass so manche Mutter den Vater ihres Kindes nicht Vater nennen möchte, weil er das Wort Vater in ihren Augen nicht verdient. Das traf auch auf meinen Vater zu. Er hatte diese Bezeichnung nicht verdient, da er die Rolle nie ausgefüllt, ja nicht einmal angenommen hatte. Er wollte nicht mein Vater sein und ich sollte nicht sein Kind sein. Am Ende war ich froh, dass ich wenigstens einen Stiefvater hatte, der meine Mutter später heiratete und den ich „Papa“ nannte. Dass ich ein unehelich geborenes, nicht gewolltes Kind war und einen anderen Vater hatte, erfuhr ich

ungefähr mit sechs Jahren. Ich weiß nicht genau, wo es herkam, aber dieses starke Gefühl, meinen richtigen Vater kennen zu wollen, zu wissen, wie er ist und was ich von ihm geerbt hatte, wurde von da an immer stärker. Es fühlte sich an wie ein loser Stecker, der nicht in der passenden Steckdose sitzt. Ich fühlte mich nicht vollständig, nicht verbunden mit meiner eigenen Herkunft.

Das Licht der Welt hatte ich im Jahr 1973 erblickt. In Sachsen in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik, kurz DDR, ganz in der Nähe von Leipzig. Da wir, als ich drei Jahre alt war, von Sachsen weggezogen, spreche ich keinen sächsischen Dialekt. Meine Mutter schon, und zwar richtig. Sprachlich ist von meiner Herkunft „nüscht“ mehr übrig. Hin und wieder imitiere ich das Sächsische, was mir aber von sächsischen Ureinwohnern nicht abgenommen wird.

In meinem Geburtsjahr 1973 wurde auch das erste Mobiltelefonat geführt, das Wort „aufmüpfig“ wurde Wort des Jahres und Bayern München war deutscher Meister. Also ein relativ normales Jahr.

Aber von all dem, was in diesem Jahr passierte, habe ich ja nichts wirklich mitbekommen. Zumindest habe ich es nicht in meiner Erinnerung abgespeichert. So beginnen meine bewussten Erinnerungen wie bei den meisten Menschen mit kurzen Erinnerungsfetzen, kleinen Erlebnissen. Das Früheste, an das ich mich erinnern kann, ist ein Besuch im Krankenhaus mit etwa zweieinhalb Jahren. Ich wurde wegen eines Leistenbruches operiert. Ich erinnere mich noch genau an die frischen weißen Laken in den Gitterbettchen der Kinderstation.

Zehn Schulen in zehn Jahren

Der nächste Erinnerungsfetzen ist der Umzug, als ich etwa drei Jahre alt war. Ich erinnere mich noch genau an das Gefühl der Entwurzelung, das mich mein weiteres Leben über begleiten sollte. Meine Eltern sind so oft umgezogen, dass sie scherzhaft meinten, wir bräuchten deshalb keinen

Urlaub und keine Ausflüge zu machen, weil wir ja ständig in eine neue Gegend kamen. Wir sind so oft umgezogen, dass ich in meiner Schulzeit zehn verschiedene Schulen besucht habe. Der erste große Abschied fiel mir schwer. Bis dahin hatte ich in der Nähe meiner Oma und meiner Tanten und Onkel gewohnt. Und nun zogen meine Eltern von Sachsen nach Brandenburg, weit entfernt von meinen Verwandten und meiner ersten Heimat. Ich erinnere mich auch noch sehr genau, dass während des Umzugs mein Lieblingsspielzeug, eine Blechtrommel, verloren ging. Vielleicht hat man sie auch verschwinden lassen, da ich das ganze Dorf mit meinen nicht sehr musikalischen Künsten beglückt hatte. Mit dem Umzug versprachen mir meine Eltern, dass alles besser werden würde. Sie erzählten, was es an unserem neuen Wohnort alles geben würde und warum es sich lohnen würde, Abschied zu nehmen. Aber ich wollte nicht umziehen, überhaupt nicht. Und weil ich partout nicht wollte, lief ich weg. Am Ende hat alles nichts geholfen, wir sind umgezogen.

Die Ankunft in der neuen Heimat war dann eher ernüchternd. Die ersten Nächte musste ich mit meinem Vater auf einer Matratze schlafen, weil wir noch keine Möbel aufgebaut hatten. Es hat dann viele Tage gedauert, bis alles an seinem Platz war. Unsere direkten Nachbarn waren zwei ältere Damen. Eine davon sollte später meine Kindergärtnerin werden. Wir wohnten in der Dorfstraße 50, im letzten Haus des Dorfes, direkt hinterm Ortsschild. Um uns herum nur Felder und Wald und der Friedhof. Er war klein und für mich als Kind eher ein gruseliger Ort. Ich hatte schreckliche Angst vor allem, was mit Tod zu tun hatte. Und wann immer eine Beerdigung dort stattfand, verkroch ich mich in meinem Zimmer und ging nicht vor die Tür.

Direkt auf der anderen Straßenseite war die Müllkippe. Damals hat man einfach alles zum „Schuttplatz“ gebracht. Und wenn ich sage „alles“, meine ich alles. Es sollte für mich so etwas wie ein Abenteuerplatz werden, eine wahre Fundgrube.

Unser neues Zuhause war ein kleiner Hof mit Stallgebäuden, einem

Schuppen, einem Keller, einer Waschküche und einem riesengroßen Garten. Also schon um einiges größer als unsere erste Wohnung. Aber trotzdem fühlte ich mich unwohl, nicht zu Hause und vor allem viel zu weit weg von meiner Oma, die ich liebte. Meine Oma war eine sanfte Frau und wie es sich damals gehörte für eine Oma trug sie eine Kittelschürze, ein Kopftuch und war nicht gerade schlank. Mein Opa war kurz vor meiner Geburt gestorben. Meine Mutter meinte immer, ich hätte einiges von ihm geerbt, zumindest was die Persönlichkeit anging.

Einige Wochen nach unserem Umzug besuchten wir meine Oma endlich wieder. Von da an freute ich mich immer sehr auf die Besuche bei ihr. Sie hatte auch einen großen Hof und viele Tiere. Manchmal blieb ich für längere Zeit bei ihr. Das war für mich immer wie nach Hause kommen. Es war alles so vertraut. Bis heute habe ich die Bilder von damals in meinem Kopf. Komischerweise wohnte meine Oma auch direkt gegenüber von einem Friedhof. Der hatte aber irgendwie nichts Gruseliges für mich. Wir besuchten dort oft das Grab meines Opas und machten es mit Blumen hübsch. Ich wollte alles wissen über meinen Opa. Meine Oma erzählte, dass er musikalisch war und häufig auf seiner Mandoline spielte. Nicht verwunderlich, denn sein Vater wiederum war Berufsmusiker.

Mein Opa war wohl auch ein hoffnungsloser Romantiker gewesen. Das gefiel mir sehr, schließlich sollte ich ihm in diesem Punkt sehr ähnlich werden. Er schrieb Gedichte und eines davon hing im Flur meiner Oma. Ein rotes Herz hatte er darauf gemalt und den Text hatte er mit einer Schreibmaschine getippt. Schade, dass ich meinen Opa nie kennengelernt habe. Ich glaube, wir hätten uns gut verstanden.

Bei meiner Oma gab es häufig auch etwas aus dem „Westpaket“ von Tante Alwine. Das war die Schwester meiner Oma. Regelmäßig schickte sie eines der im Osten so beliebten Pakete. Das Größte war es für mich, ein Stück der köstlichen Schokolade aus dem Westen zu ergattern. Hin und wieder bekamen wir auch edel duftende Seife aus dem Westpaket. Ich konnte stundenlang daran schnuppern. Der Geruch liegt mir noch

heute in der Nase und erinnert mich an diese Zeit, in der wir uns über ein Stück Seife und ein Stück Schokolade so sehr freuen konnten. Ich zumindest.

Gerüche haben mich schon immer sehr angesprochen. Zu fast jedem Erlebnis habe ich einen ganz bestimmten Duft in der Nase. Wenn ich diesen Duft rieche, erinnere ich mich sofort an eine bestimmte Situation. Meine Mutter bekam aus den Westpaketen meist ein Bleikristallglas. Damals war das wohl noch etwas Besonderes.

[...]